

Ulrich Johannes Schneider

Der Stuhl

Philosophie im Sitzen

Auch Philosophen reisen. Sie reisen zu Vorträgen und Seminaren, versuchen Anhänger unter denen zu gewinnen, die sich für die Philosophie interessieren. Auch wegen der geringen Zahl ihrer Zuhörer reisen Philosophen, früher vielleicht mit fürstlichen Geldern ausgestattet, heute meist auf Kosten einladender Universitäten. Aber Philosophen reisen auch anders, nicht zum Zwecke der Propaganda, sondern um Erfahrungen zu sammeln. Nicht immer ist dies ein Reisen in körperlicher Bewegung, wie das Beispiel von Immanuel Kant zeigt, der im metropolitanen Königsberg sich Reisende einlud und ausfragte, der Zeitschriften las und sich brieflich informierte. Kant wurde auf diese Weise nicht weniger erfahren als Gottfried Wilhelm Leibniz, der tatsächlich extensiv in der Welt herumfuhr, übrigens auf Kosten eines Kurfürsten, der den Sinn dieser Unternehmungen niemals einsah und die Reisekasse des gelehrten Denkers immer wieder zusammenstrich. Vielleicht kann man allgemein behaupten, daß diese Art des »informativischen Reisens« von Philosophen in der Neuzeit häufig bibliothekarisch war und durch eigenes Erleben zwar ergänzt werden konnte, aber nicht mußte. Denn wenn das Reisen für die Philosophie eine Rolle spielt, dann in Zusammenhang mit der Hervorbringung von philosophischen Texten. Diese nun sind nicht »unterwegs« geschrieben, sondern »zu Hause«. Am Ende jeder Reise gab es ein Hinsetzen, ein Zu-Sich-Zurückkommen, ein Sich-Sammeln, und erst daraus entstand Philosophie. Jedenfalls ist das unsere Vorstellung. Das, was wir Philosophie nennen, halten wir für das Produkt einer geistigen Hervorbringung, einer gedanklichen »Setzung«. Hegel hat es auf den Punkt gebracht, wenn er sagt, daß es beim Philosophieren um Inhalte gehe, um das Vertiefen von Wissen, nicht um eine oberflächliche Bewegung von der einen Kenntnis zur anderen. Das bloße Sammeln von Erfahrungen vergleicht er mit dem Reisen um des Reisens willen.¹

So kann man sagen, daß Philosophen nicht reisen, daß sie die Bewegung ihres Körpers scheuen und diesen nur in Ausnahmefällen einsetzen, um »erfahren« zu werden. Anders gesagt: Philosophen sind Stubenhocker - wenn man es ihnen erlaubt. Von Kuno Fischer, dem Heidelberger Philosophieprofessor, wird folgende Anekdote berichtet: Den Bauleuten, die an der Ausbesserung der Straße vor seinem Haus arbeiteten, habe er aus dem Fenster heraus gedroht, er würde die Stadt verlassen, wenn sie nicht mit dem Lärm sofort aufhörten. Es ist seiner Zeit zur Ehre anzurechnen, daß diesem Wunsch ohne weiteres Folge geleistet wurde, eine

¹ G. W. F. Hegel, »Über den Vortrag der Philosophie auf Gymnasien«, in: *Werke* Bd. 4, Frankfurt am Main 1971, 410.

letzte Anerkennung des Gelehrtenprivilegs *scholasticum fabrum expellit*.² Wozu hätte auch eine ausgebesserte Straße dienen können? Doch wohl nur zum Reisen, zur Fortbewegung rastlos auto-mobiler Individuen. Heute sind solche Zeiten vorbei, als Philosophen noch mit Erfolg Lärm- und Reiseverbote durchsetzen konnten. Die Aussicht auf ungestörte Stubenhockerei erscheint daher selbst unphilosophischen Menschen ein hohes Gut.

Für das Philosophieren ist das ruhige Sitzen »zu Hause« unabdingbar. Historisch gesehen ist es ein glücklicher Umstand, aber nicht alle Philosophen hatten Glück mit ihren Umständen, wie man aus bekannten traurigen Beispielen ersieht. Unter denjenigen Philosophen, denen das Glück des ruhigen und ungestörten Zuhausebleibens nicht oder zeitweise nicht vergönnt war, findet man zum Beispiel René Descartes. Er mußte aus seiner Heimat fliehen, weil seine Gedanken als zu modern und anstößig galten. Es ist gar nicht selten, daß Philosophen auf Reisen gehen, weil sie da, wo sie herkommen, nicht gelitten sind. In Amsterdam wandelte Descartes zufrieden unter Händlern umher und freute sich, daß niemand von ihm Notiz nahm. Gibt es ein deutlicheres Zeichen dafür, daß ein Denker an Handel und Wandel nicht partizipieren will, daß er entfernt von der Hektik des besorgenden Treibens der Mitwelt seine Ruhe sucht? Einige Jahre später konnte in Amsterdam ein anderer Philosoph, Baruch Spinoza, erfahren, daß auch das holländische Exil noch keine Ruhe garantiert. Spinozas Vorfahren waren zuerst aus Spanien und dann aus Portugal vertrieben worden, seine Eltern hatten sich schließlich in Holland niedergelassen, wo sie als Juden nicht verfolgt wurden. Ihr Sohn Baruch war im philosophischen Sitzen bzw. im sitzenden Philosophieren so erfolgreich, daß fast alle Zeitgenossen, Juden und Christen, vor Ärger sozusagen auf die Füße sprangen und mit allen möglichen Vorwürfen gegen ihn Sturm liefen. Glücklicherweise aber war die Regierung der niederländischen Generalstaaten keiner Kirche hörig, und Spinoza mußte »nur« auf das Buchveröffentlichen verzichten. So konnte er immerhin sitzenbleiben. Schließlich gibt auch Platon ein Beispiel für die gestörte Stubenhockerei ab, denn er fühlte sich gezwungen, Reisen zu unternehmen, um seine Philosophie gleichsam im Feldversuch zu testen. Nach Sizilien begab er sich mehrmals in seiner Funktion als Berater eines dortigen Herrschers, so jedenfalls wird es berichtet. Platons politisches Tyrannenmanagement schlug allerdings fehl, wenn man den alten Berichten weiter trauen darf. Es muß vielleicht alle Philosophie fehlschlagen, die in der Ferne Wirkung sucht. Spinoza war entschiedener im ruhigen Sitzenbleiben als Platon und hat das ihm angebotene Katheder einer deutschen Universität ausgeschlagen - zugunsten seines wackeligen Stuhls in der holländischen Provinz. Für die Denkfreiheit verzichtete er auf Weltläufigkeit.

Nicht an einem Ort zu bleiben, bedeutet also unter Umständen für den Philosophen eine Strafe bzw. ein Schicksal, das erlitten werden muß. Der Vorteil des Rei-

sens, der in der Erweiterung der Kenntnisse oder auch in der Verbreitung von Ideen liegt, macht den Nachteil nicht wett, der in der Störung der geistigen Sammlung liegt. Die Momente vor und nach dem Reisen, die dem Nachdenken vorbehalten werden, sind die eigentlich philosophieträchtigen. Der Philosoph lebt und wirkt in der Ruhe und der Konzentration. Es gab und gibt unter den Philosophen hektische und betriebsame Menschen, wie den rastlos reisenden Leibniz, und phlegmatische und schüchterne Typen, wie den zurückgezogen lebenden Spinoza. Für beide aber gilt, daß sie bei der Niederschrift ihrer Gedanken in einem emphatischen Sinn zu Hause waren, bei sich und ihren nächsten Zeitgenossen. Ob man wie Leibniz mit der ganzen Welt mündlich oder brieflich korrespondiert, oder aber wie der immobile Immanuel Kant in Königsberg seine Kenntnis aus zweiter Hand zusammensetzt, zählt für den entstehenden Text nicht, der kein unmittelbarer Reflex von Erfahrung, sondern sozusagen konzentrierte Gedankenenergie ist. In philosophischen Texten suchen wir eben nicht nach flüchtigen Erkenntnissen - die haben wir selbst in jedem Moment -, sondern nach durchdachten Zusammenhängen, präsentiert nicht in einfachen Merksätzen, sondern in wohlüberlegten Formulierungen. Was Georg Wilhelm Friedrich Hegel über die »Idee« ausführt, umfaßt viele Seiten und ist weit entfernt von dem, was jedem beim ersten Nachdenken so einfällt. Als Heinrich Heine einen Kutscher fragte, ob er wisse, was eine Idee sei, so »brummte« der: »Eine Idee ist alles dumme Zeug, was man sich einbildet.«³ Eine typische Antwort für einen Kutscher, möchte man meinen, und für alle anderen, die dauernd unterwegs sind, die keine Zeit zum ruhigen Hinsetzen haben und deren Aufmerksamkeit vor allem darauf gerichtet ist, was ihnen entgegenkommt, was ihnen »widerfährt«.

Wenn Philosoph sein heißt, sich in Ruhe niederlassen zu können und alle Geschäfte, die den Tag erfüllt haben, mit Abstand betrachten zu können, dann ist das Hinsetzenkönnen eine für die Philosophie notwendige Fähigkeit. Sich von den Tagesgeschäften zu distanzieren, ist eine schwierige Kunst. Es gibt ein Bild von Rembrandt, das im Pariser Louvre hängt und einen alten Mann zeigt, der sich auf einem Stuhl niedergelassen hat. »Philosoph beim Nachdenken« (*philosophe en méditation*) lautet der Titel des kleinen Gemäldes, und auch wenn dieser Titel sicher nicht von Rembrandt stammt, sondern vermutlich von dem Händler, der das Bild im 18. Jahrhundert an den französischen König verkaufte, so trifft er doch genau, was zu sehen ist: jemand beim Nachdenken, oder auch - ein Philosoph.

Der Philosoph sitzt, das heißt bei Rembrandt nicht, daß es da einen Philosophen gibt, der sich auf ein Sitzmöbel niedergelassen hat, sondern daß jemand, der so sitzt wie der alte Mann auf diesem Bild, ein Philosoph ist. Der Titel verdankt sich einer späteren Phantasie, die dem Eindruck vorbeugen wollte, es sei hier nur

² Vgl. Gunter E. Grimm, *Literatur und Gelehrtentum in Deutschland*, Tübingen 1983, 41.

³ H. Heine, *Ideen. Das Buch Le Grand*, in: *Sämtliche Schriften*, hg. v. K. Briegleb, Bd. 3, München 1976, 288.

ein Ausruhen dargestellt. Aber selbst wenn es so wäre, und der alte Mann machte bloß eine Pause - es wäre ein philosophischer Moment in seinem Leben: der Moment der Philosophie. Jedenfalls deuten darauf die Einzelheiten der Situation. Es ist ein Augenblick des Stillstands im häuslichen Trubel (vorne ganz rechts ist jemand mit Töpfen am Feuer beschäftigt), eine Ruhe, die auch den Betrachter aus seiner mitgebrachten Unruhe befreit. Meditativ erleuchtet das Tageslicht das Fensterbrett, den sitzenden Mann und Teile der Stube (am linken Rand hat der Maler die Dunkelheit belassen), wozu auch eine Treppe gehört, die wohl in die Räume führt, die der körperlichen Regeneration dienen. Nicht in Schlaf ist der alte Mann gefallen, sondern offenen Auges hängt er seinen Gedanken nach, sinniert über das,



Rembrandt, *Philosophe en méditation*
(Kupferstich von G. L. Hertel, Detail)

was gerade oder irgendeinmal geschehen sein mag, was sich gerade eben oder irgendeinmal vor seinen Augen abgespielt hat.

Das Innehalten ist seit alters ein Bild des Nachdenkens: der in Gedanken versunkene und im Stehen verharrende Sokrates als Gegenbild zum lächerlichen Thales, der beim Herumlaufen zuviel Theorie betreibt, zum Himmel schaut und in die Grube fällt. Innehalten heißt unbeteiligt sein, jedenfalls äußerlich unbeteiligt, unbewegt. Nicht oder wenig sich zu bewegen, nicht vor- und nicht fortzulaufen, zeichnet den Philosophen aus, der sich ganz aufs Denken konzentriert, der die Logik und den Sinn der Dinge nicht anderswo sucht als eben in den Dingen selbst, so wie sie sich denken lassen. Sicher kann man vom Philosophen sagen, daß er die Dinge in seinem Geiste bewegt. Aber er selbst bleibt dort, wo er ist (wenn man ihn läßt), bleibt unbewegt oder hat Bewegung nicht nötig.

Das Sitzen des Philosophen ist also, genauer gesagt, ein Hinsetzen im Sinne von: sich aus den Ablenkungen des Tages lösen und auf sich selbst und seine Situation besinnen. Der sitzende Mensch ist ikonologisch der modernisierte Heilige des Christentums, wie Hajo Eickhoff in seiner *Geschichte des Sitzens* nachweist.⁴ Das Sitzen des Philosophen in der bürgerlichen Welt ist darum ein weltliches Sitzen, ein Sitzen in einer diesseitigen Situation. Niemand sitzt ohne Situation, das Hinsetzen geschieht immer an genau bezeichnbaren Orten, zu genau angebbaren Zeiten. Wenn ich mich setze, geschieht das immer in einer Situation, die ich genau kenne, weil es meine eigene Welt ist. Man kann auch sagen, man setzt sich, wenn man sich setzt, immer auf einen Stuhl. Das klingt banal, soll aber heißen, daß das Sichsetzen auch ein Niederlassen ist, ein Sicheinfügen in eine Umgebung, die schon vorhanden ist, unabhängig von mir, eben eine Situation.

»Das Ich setzt sich selbst und das Nicht-Ich«, lautet ein berühmter Grundsatz des Philosophen Johann Gottlieb Fichte, der alles, auch jede Situation, vom Ich her denken wollte. Schon Friedrich Wilhelm Joseph Schelling hat diesem idealistischen Anspruch widersprochen. Wenn Fichte sagt: kein Objekt ohne Subjekt, so stellt Schelling dagegen: kein Subjekt ohne Objekt. Diesen Einspruch kann man auch so formulieren: kein Philosoph ohne Stuhl, kein Nachdenken ohne Ort, an dem es stattfindet. Der boshafte Arthur Schopenhauer fand Fichtes Satz lächerlich und hat auch sonst mit wütendem Bleistift in Fichtes Werken herumgeführt. Direkt neben die Stelle, an der Fichte pathetisch vom »sich setzenden Ich« redet, hat Schopenhauer einen Stuhl gemalt, und so sollte man das auch verstehen: Ein Ich ist im philosophischen Sinne nur ein Ich in einer Situation, und wenn es »sich setzt«, dann - so können wir Schopenhauer folgen - auf einen Stuhl.

Für das Sitzen ist folglich die Situation bestimmend. Das fand auch der Maler Salomon Koninck, der Rembrandts Bild vom sitzenden alten Mann noch einmal malte und dabei wohl verbessern wollte. Koninck hat die wesentlichen Unbestimmtheiten des Rembrandtschen Bildes getilgt, obwohl er spiegelverkehrt alle Einzelheiten beibehielt. Nun sieht man einen Mann am Fenster sitzen, aber der Mann hat ein Buch gelesen. Die durchs Fenster einfallende Sonne berührt sanft seine Stirn, er schaut zur Seite und denkt offenbar über das Gelesene nach. Nach Kleidung und Umgebung handelt es sich in Konincks Bild um einen Gelehrten in der Bibliothek, vielleicht der Bibliothek eines Klosters, denn das, was man vom Haus erkennen kann, gemahnt an ein kirchliches Gebäude. Höchstwahrscheinlich stammt das gebundene Buch, der Foliant auf dem Lesepult am Fenster, von einer gewichtigen intellektuellen Autorität, vielleicht von Aristoteles. Oder es ist die Bibel: Ein professioneller Leser also an einem Ort, wo es den Betrachter nicht weiter erstaunt, einen professionellen Leser zu finden. Dieses Bild wurde »Philosoph mit aufgeschlagenem Buch« (*philosophe au livre ouvert*) betitelt, vom französischen

⁴ H. Eickhoff, *Himmelsthron und Schaukelstuhl. Die Geschichte des Sitzens*, München 1993, vgl. 87 und 184.

Ankäufer wahrscheinlich, der es 1784 zusammen mit dem Bild von Rembrandt erwarb. (Beide Bilder hängen im Louvre nach der Neueröffnung der holländischen Abteilung 1994 einen Saal voneinander getrennt.⁵)

Daß dieses so ganz andere Bild auch als Philosophen-Bild gilt, liegt wohl an der Unaufmerksamkeit der Besitzer, die nur die oberflächliche Ähnlichkeit der Szene und ihrer Motive bemerkten. Im 19. Jahrhundert dachte man sogar, auch diese »Variation« stamme von Rembrandt, und noch Paul Valéry beschreibt 1930 beide Gemälde als »zwei kleine Rembrandts«.⁶ Das ist allerdings sehr unwahrscheinlich. Das Bild von Koninck zeigt eine Szene, die einen Büchermenschen beim Nachdenken über sein Bücherlesen vorstellt, fast vergleichbar den heutigen Fotos, bei denen Schriftsteller vor ihrem Bücherregal ein nachdenkliches Gesicht mimen. Das Bild von Rembrandt zeigt dagegen kein berufsmäßiges Nachdenken, sondern einfach das Sinnieren eines alten Mannes. Die Schlichtheit der Bildelemente und ihre eigene Aussagekraft unterstützen zusätzlich den Eindruck einer gewissen Allgemeingültigkeit. Da ist beispielsweise das Licht, das bei Rembrandt ein diffuses Tageslicht ist, also ein gewöhnliches Licht, das für alle scheint und alle Gegenstände gleichmäßig beleuchtet. In diesem Licht, das die Philosophen zu Rembrandts Zeit auch das Licht der Wahrheit genannt haben, sitzt der Mann. Ob er etwas gelesen hat, läßt sich schlecht sagen. Zwar liegt auf dem Fensterbrett so etwas wie ein Heft Papier, da es aber sicher kein Buch ist, könnte es auch ein Notizheft sein oder eine Warenliste, Rechnungsblätter oder etwas ähnlich Nützliches. Denn das Zimmer, so weit man es erkennen kann, könnte das eines Kaufmanns sein. Im Vordergrund ist der Boden mit Steinplatten gefliest, hier können Waren lagern und bewegt werden, weiter hinten erkennt man Holzdielen, die den privaten Bereich markieren. Das Licht erleuchtet die Treppe zu den Schlafräumen nur schwach von unten her. Die Stufen führen ins Dunkle, als ob der Maler sagen wollte, daß das Licht des Tages oder der Wahrheit nicht überall hindringt. Überhaupt wird die häusliche Szene durch das Licht vom Fenster her erst sichtbar gemacht: Links und im vordersten Vordergrund hat Rembrandt die Dunkelheit selbst zum Teil des Bildes gemacht. Es gibt übrigens einen Kupferstich (von G. L. Hertel) nach Rembrandts Gemälde. Der Kupferstecher war mit dem dunklen Treppenterteil anscheinend so unzufrieden, daß er eine Frau mit Laterne auf die oberen Stufen stellte. Als ob es nicht genüge, daß Rembrandt rechts im Vordergrund eine typische Alltagsbeschäftigung dargestellt hätte: Feuer machen und Kochen als Gegensatz zu Sitzen und Nachdenken.

Bei Koninck sind die Details anders als bei Rembrandt behandelt, so daß auch die Gesamtaussage anders lautet. Die Ausleuchtung der Szene ist insgesamt besser, die dunkle Treppe ist ganz an den Rand gedrängt. Der sitzende Denker bildet nicht



Rembrandt Harmensz. van Rijn, *Philosophe en méditation*

⁵ Der Verfasser dankt dem Musée du Louvre für die Herstellung schwarz-weißer Bildreproduktionen und die Genehmigung zum Abdruck.

⁶ P. Valéry, *Variation II* (1930), Paris 1978, vgl. 160f.

Salomon Koninck, *Philosophe au livre ouvert*

mehr den Hintergrund, das Tiefste, was das Bild zeigt, sondern eine Art Mittelgrund, da links ein Durchblick in einen Gang freigegeben ist. Das Gemäuer ist viel besser erkennbar als bei Rembrandt, und das Licht ist sozusagen theologischer, denn es ist ein Sonnenlicht. Wie eine direkte religiöse Inspiration fällt ein Sonnenstrahl auf den Mann und läuft die unteren Treppenstufen hinauf. Dieses Licht ist nicht für alle, sondern für Auserwählte, Gebildete. Vor allem aber das Buch macht die Szene ganz unoriginell: Wie in vielen anderen Darstellungen des 17. Jahrhunderts wird hier ein Gelehrter mit Buch gezeigt, und wenn die üblichen Utensilien des Gelehrtenhaushalts fehlen, so mag das an der klösterlichen Umgebung liegen. Der Gelehrte ist hier eben nicht zu Hause, sondern hat sich nur zum Lesen auf einen Stuhl am Fenster niedergelassen.

Der Mensch ist kein sitzendes Wesen, und der Philosoph kein sitzender Mensch an sich. Auch wenn das philosophische Sitzen nach Bildern wie denen von Rembrandt und Koninck beschrieben werden kann - die Wahrheit ist nie nur ein einfaches Bild. Bei Rembrandt ist das Sitzen in der Szene selbst mit dem geschäftigen Handeln kontrastiert, bei Koninck legt die Darstellung nahe, der Sitzende könnte im nächsten Moment sein Nachdenken zur Grundlage einer gelehrt-geschäftigen Tätigkeit machen; das Sitzen ist in beiden Fällen schon im Bild relativiert - umso mehr im Leben. Meist ist das alltägliche Sitzen eine immer wieder unterbrochene Tätigkeit. Und der Stuhl ist nicht nur, wie bisher betrachtet, Bedingung der philosophischen Meditation. Im gewöhnlichen Leben, das auch Philosophen teilen, ist der Stuhl häufig ein Platz, der zur Verhandlung, Unterhandlung usw. »herangezogen« wird. Eine ganze Reihe von Geschäften wird üblicherweise sitzend getätigt. Auch wenn Philosophen geschäftig werden, kann der Stuhl dazu gehören; er ist dann aber lediglich ein Ding, das nach dem Aufstehen am Platz (des Sitzens) übrigbleibt.

Sobald mit dem Hinsetzen auch das Aufstehen vorgestellt wird, verändert sich der Bezug von Stuhl und Philosophie. Das Aufstehen ist die Gegenbewegung zum Hinsetzen, annulliert es und verändert die Situation, macht jedenfalls den Stuhl überflüssig. Wenn das Sichsetzen ein Meditieren unter Ruhigstellung der körperlichen Bewegung ist, dann ist das Aufstehen ein Sichlösen aus der angenommenen Lage, eine Umkehr vom Meditieren ins Wahrnehmen, eine Rückkehr in die Umgangsformen der natürlichen Lebensweise. Man kann auch sagen, im Aufstehen ordnet sich die Welt neu, und der innere Zusammenhang der Gedanken wird durch die Assoziation von Vorstellungen verdrängt, zu denen auch die Sichtbarkeit äußerer Dinge gehört - zum Beispiel die des Stuhls. Für den gerade Aufgestandenen oder für einen Danebenstehenden, der sich nicht setzen will, bietet sich der Stuhl als äußerer, bloß sinnlicher Gegenstand dar. Solchen Stehenden erscheint er als ein Ding der Welt, und nicht mehr als eine Bedingung des »gesetzten« Denkens:

»Es ist genauer zu fragen: Was sehe ich in meiner 'natürlichen' Wahrnehmung, in der lebend ich mich hier im Saale aufhalte, was kann ich von dem Stuhl aus-

sagen? - Ich werde sagen, er steht im Hörsaal 24 unten neben dem Katheder, er wird vermutlich von Dozenten gebraucht, die vorziehen, während der Vorlesung zu sitzen. Es ist kein beliebiger Kathederstuhl, sondern ein ganz bestimmter, der Kathederstuhl im Hörsaal 24 der Marburger Universität, durch Gebrauch vielleicht etwas beschädigt, von der Möbelfabrik, aus der er offenbar stammt, schlecht gestrichen. Dergleichen werde ich von dem Stuhl aussagen, wenn ich ihn ganz natürlich, unkonstruktiv und ohne experimentelle Vorbereitung beschreibe. Was sage ich dann? Ich erzähle nichts anderes als die ganz bestimmte, wenn auch belanglose Geschichte dieses Stuhles, in welcher Geschichte er ständig, täglich hier gegenwärtig ist. Das Wahrgenommene dieser 'natürlichen' Wahrnehmung bezeichnen wir als *Umwelt Ding*.«

Der Stuhlbetrachter heißt hier Martin Heidegger, der 1925 in Marburg seine Studenten in die philosophische Phänomenologie einführt. Er nennt den Stuhl, den er im Auge hat, ein »Umwelt Ding«. Die Geschichte dieses Umweltdings nennt er »belanglos«, ohne Belang also für ihn selbst und für andere.⁷ Und wer wollte dem widersprechen? Es ist aber doch ein anderer Stuhl, der so in den Blick genommen wird, nicht die Stütze des Nachdenkens. Zu ihr kann der Geist kein so leicht ausweisbares Verhältnis haben, wie es Heidegger in seiner kleinen Rede über den Stuhl in Hörsaal 24 demonstriert.

Als Beispiel der Erkenntnistheorie ist der Stuhl ein Ding wie andere, und das Verhältnis des Philosophen zu ihm ist wie das jedes beliebigen Menschen zu den Dingen, es ist abhängig von Umständen, Handlungszielen, Umgangsweisen etc. Als Ort des Hinsetzens zum Nachdenken dagegen ist der Stuhl kein Ding, sondern »geistiges Residuum«, wie Hannes Böhringer ihn in ähnlichem Zusammenhang bezeichnet hat⁸, also ein unwahrnehmbares Apriori des Denkens. Es ist ein historisches Apriori, das zeit-räumlich und durch historisches Wissen bestimmt werden kann, und damit etwas, was nur mittelbar durch das Denken selber einholbar ist. Der Stuhl als Zielort des Hinsetzens und als Ort philosophischen Nachdenkens ist sozusagen materialer Teil dieser Aktivität selbst, er konnotiert das Philosophieren in seinen Entstehungsbedingungen. Der Stuhl gehört zur Realität der Philosophie, die als Rückzug aus dem alltäglichen Leben und Treiben sich verwirklicht. Diese Realität ist freilich komplex. Zwei Aspekte dürfen nicht übersehen werden, wenn man sich auf den Stuhl im eben bezeichneten Sinn konzentriert: Vermittlung und Zweifel.

Der erste Aspekt, Vermittlung, charakterisiert die Phase nach der Meditation, wenn es um das Aussprechen der Einsicht geht. Der Bewegung des Rückzugs aus der Welt ist die Bewegung des Sprechens zur Welt komplementär, und auch das ist

⁷ M. Heidegger, *Prolegomena zur Geschichte des Zeitbegriffs* (Marburger Vorlesung Sommersemester 1925), in: Gesamtausgabe II. Abteilung, Bd. 20, Frankfurt am Main 1979, 48f.

⁸ H. Böhringer, »Die Stadt als Residenz. Von der Kunst, sitzen und bleiben zu können«, in: *Stadt* (1986), Heft 3, 25.

ein Aufstehen. Die Konnotationen dieses Aufstehens gehen über das hinaus, was Heidegger am Stuhl vorführt: Bei der Rückkehr in die Zusammenhänge der Welt geht es dem Philosophen hier nicht um ein Wiedereintauchen in die alltägliche Wahrnehmung, nicht um Anteilnahme am gewöhnlichen Leben, sondern um Aufklärung desselben (was eine gewisse Anteilnahme daran voraussetzt). Wenn eingangs gesagt wurde, unser Bild der Philosophie sei das einer gedanklichen »Setzung«, so muß hinzugefügt werden, daß wir damit immer eine sprachlich vermittelte Einsicht assoziieren.

Kurz gesagt, unter dem Aspekt der Vermittlung ist unser Bild des Philosophen das eines einsamen Denkers und zugleich damit das eines öffentlich Redenden - in dem Sinne, in dem Kant das Öffentliche mit dem Vernünftigen identifizierte.⁹ »Große Denker« haben mit rhetorischer Macht ihre Gedanken verewigen können, denn nur solche Macht hat ihnen Anhänger gebracht und erhalten, hat garantiert, daß durch Texte, durch Tonband- und Videoaufnahmen ihre Philosophie weiterverbreitet wurde. (Ohne solche Macht wären weder Platon noch Aristoteles, weder Cicero noch Sextus Empiricus und viele andere bis hin zu Merab Mamardashwili überliefert worden. Daß es von Martin Heidegger und Theodor W. Adorno Tonbänder gibt, von Michel Foucault und Gilles Deleuze und vielen anderen auch Videoaufzeichnungen, bezeugt denselben Effekt der öffentlichen Rede.) Wir unterstellen dabei immer, daß der Rede etwas vorausliegt: ein Gedanke, eine Idee, ein System etc. Dem Philosophen wird so etwas wie eine »ursprüngliche Einsicht« unterstellt, die das Wesentliche oder Eigentliche im Vorgetragenen ausmacht. Eben daraus erwächst die spezifische Bewunderung für Philosophen, daß das, was sie sagen, was sie formulieren, in seiner Strenge auf ein zuvor nicht Formulierbares verweist, auf etwas, das so schwierig und jedenfalls ungeläufig erscheint, daß es allgemein Philosophie genannt wird.

Gerade weil wir Philosophie für eine vermittelte und vermittelbare Einsicht halten, wird der Stuhl, der in der Ruhigstellung des Körpers die Beweglichkeit des Geistes ermöglicht, zur Chiffre dieser Vorstellung vom Philosophen als eines Originalgenies. Der Stuhl chiffriert sowohl das romantische Bild des einsamen Denkers, als auch die historische Wahrheit der Zurückgezogenheit des Philosophen von der Welt der geläufigen Begriffe. Oft wird die Vorstellung von der irreduziblen Originalität »großer« Philosophie mit fast mythologischer Selbstverständlichkeit gebraucht, und damit von den Bedingungen der Situation abstrahiert, in der philosophische Gedanken »entspringen« sollen. Es bleibt einer Kulturgeschichte der Philosophie vorbehalten, solche Abstraktion aufzulösen und die »Standorte« der »Stühle« zu eruieren, um näher an den erfindenden Geist heranzukommen.

Der zweite Aspekt, den man notwendig bei der Auszeichnung dessen, was man den Sitz im Leben der Philosophie nennen kann, mitdenken sollte, ist die Gefahr

⁹ Immanuel Kant, *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* (1784), in: Akademie-Ausgabe Bd.VII, Berlin (1907) 1968, 37.

des Zweifels, der sich jeder Philosoph aussetzt. Wenn im Vorfeld einer Kulturgeschichte der Philosophie die Bewegung des Hinsetzens nur abstrakt bezeichnet werden kann, eben als Rückzug aus der Welt, als Versenkung in sich selbst als den »Ort« der Gedanken, dann darf man damit nicht den Eindruck der Bequemlichkeit verbinden - im Gegenteil. Von allen Arten des »Abschaltens« ist das philosophische am riskantesten. Es ist gefährlich, an einem Ort zu sein und die Bewegung der Welt gegen die der Gedanken einzutauschen, langsam zu sich zu kommen, statt sich an die Geschäftigkeit des Alltags zu verlieren. Nehmen wir an, der alte Mann am Fenster in Rembrandts Bild wäre der Philosoph Descartes, und fragen wir ihn, was er sieht, wenn er aus dem Fenster schaut, dann wird er uns vielleicht sagen, er sähe Menschen die Straße auf und ab gehen, er wisse aber nicht, ob es wirkliche Menschen seien oder Automaten. So beschreibt es Descartes in seinen *Meditationen*, und dieser Blick aus dem Fenster zeigt, was beim Philosophieren passiert: der Zweifel setzt ein. Der Zweifel befällt jeden Nachdenkenden, und nagt an den Gewißheiten, die uns eben noch, als wir geschäftig taten, so vertraut waren, daß wir sie nicht einmal bemerkten. Im Hinsetzen schon fragt man sich, ob das, wozu wir aufstehen und wohin wir zurückkehren, wenn wir einmal aufgestanden sind, wirklich die Welt ist, in der wir leben. Einmal im banalen Sinne aufgestanden, sind wir in der Lage, viele Gegenstände um uns herum auszumachen - einen Stuhl zum Beispiel, der uns schlecht gestrichen vorkommt. Im Sitzen aber, im philosophischen Sitzen, mag uns das Einfachste zweifelhaft erscheinen, mögen uns sogar Menschen als Automaten vorkommen.

Es ist wohl diese Gefahr des Zweifels, die diejenigen reizt, die wir Philosophen nennen. Es ist eine Art geistiges Abenteuer, das mit dem Nachdenken verbunden ist, gegen das sich alle Abenteuer der Welterfahrung harmlos ausnehmen mögen. Philosophen »sitzen« im Zweifel fest. Sie nehmen alles als Hypothese, fast so wie Wissenschaftler, und sie nehmen alles so, als ob es auch etwas anderes wäre, fast so wie Schriftsteller. Das Potential philosophischer Gedanken erscheint uns mit Recht umso stärker, je entblößter der Zustand des Nachdenkens ist, je karger und isolierter der Stuhl ist, der es stützt. Rembrandts alter Mann wirkt als Denker unheimlicher, weil er »bloß« zu denken scheint. Konincks Gelehrter ist dagegen durch das Buch bereits auf eine geistige Welt bezogen, und es erscheint uns beruhigend wahrscheinlich, daß er dazu seinen eigenen Kommentar beisteuert. In der Welt des vermittelten Wissens, die von Büchern und Bibliotheken repräsentiert wird, in der (bestuhlte) Seminar- und Vorlesungsräume vorkommen, ist das Sitzen wie das Hinsetzen mit dem Akt des Studiums so eng assoziiert, daß uns lächerlich erscheinen kann, was mit tiefem Ernst ein »Dadaistisches Manifest« feststellt: »Ein Moment auf einem Stuhl gesessen, heißt, das Leben in Gefahr gebracht haben.«¹⁰

¹⁰ »Dadaistisches Manifest (1918)«, in: *Dada-Almanach. Im Auftrag des Zentralamts der deutschen Dada-Bewegung* hg. v. Richard Huelsenbeck, Berlin 1920, 38.

Jochen Kornelius Schütze

Das Ende vom Abschied Utopie und Reiseverbot

Der halbe neue Bahnhof.
Schöne Ruine des alten.
Franz Kafka

1. Warum die Philosophie nicht reist

Warum die Philosophie nicht reist, wie Jean-Jacques Rousseau im Diskurs über die Ungleichheit klagt, ist nicht leicht auszumachen, hängt aber wohl mit der Berufung der Philosophie zu höheren Dingen zusammen. Rousseau meint ja nicht einzelne Philosophen, deren es ganz verschiedene gibt: Nichtreisende wie Sokrates oder Kant, maßvoll Reisende wie Platon oder Hegel, solche, die am liebsten unterwegs philosophieren wie Erasmus oder Montaigne, andere, die wie Heidegger das Philosophieren als Unterwegssein betrachten, und die ewig Umhergetriebenen wie Rousseau selbst oder Nietzsche. Er spricht von der Philosophie: »il semble que la philosophie ne voyage point.«¹ Die göttliche Wissenschaft, die um ihrer selbst willen da ist, hat die Mühen des Reisens in den geistlosen Niederungen des Lebens nicht nötig. Ihr platonisches Erbteil läßt sie auf die ignoranten Reisenden herabsehen, die staunend auf einzelne Landschaften starren, anstatt kühn das Weltganze in den Blick zu nehmen. Das Nichtreisen, die unveränderliche Position, ist geradezu Bedingung einer philosophischen Sichtweise. Und eine im aristotelischen Sinn freie Tätigkeit ist das Reisen auch nicht, weil es stets ökonomische Zwecke, politische Ziele oder religiöse Pflichten verfolgt. Wenn sich Reisende anmaßen, wie Philosophen etwas nur um seiner selbst willen zu tun, sind sie unnütze Vagabunden, die bis heute als »Feinde im Inneren« gelten. Auch Rousseau hält das Reisen um zu reisen für Herumtreiberei, und er verpflichtet Emile auf eine methodisch saubere, zielstrebige Reiseart; selbst die herkömmliche Bildungsreise ist ihm noch zu dekadent.

Wenn die Philosophie vor dem Reisen den Vorzug hat, sich einen ganzen Kosmos erschauen zu können, tut sie das in ihrer Eigenschaft als System. Ein System kürzt das Reisen ungemein ab. Man muß nicht den langen Weg von hier nach dort gehen, um eins mit dem anderen in Beziehung zu setzen, sondern kann auf der Stelle jedes Element gemäß seiner Position im Ganzen vollständig bestimmen. Systeme sind universal, das heißt sie klammern die geographische Breite der Welt mit gutem Gewissen aus. Sie konstruieren völlig durchsichtige Räume, in denen für

¹ J.-J. Rousseau, *Discours sur l'inégalité*, in: *Schriften zur Kulturkritik*, hg. v. K. Weigand, Hamburg 1978, 130.